

Somme Sketcher

Sinners Condemned
(Band 2)

Übersetzt von Katherina Kisner

SOMME
SKETCHER



SINNERS
CONDEMNED

DARK ROMANCE
VAJONA

Ein paar Worte von Somme

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass du dir ein Exemplar von Sinners Condemned – Verdammte Sünder gesichert hast! Ich hoffe, du hast genauso viel Spaß beim Lesen wie ich beim Schreiben.

Sinners Condemned ist der erste Band einer Dilogie, der mit einem Cliffhanger endet. Abgeschlossen wird die Dilogie mit Sinners Consumed. Solltest du Sinners Anonymous noch nicht kennen, empfehle ich dir unbedingt, das Buch zuerst zu lesen, da die Handlungsstränge teilweise daran anknüpfen.

Bevor du in die Geschichte eintauchst, solltest du wissen, dass es sich bei diesem Buch um Dark Romance handelt. Es gibt mehrere potenzielle Trigger, darunter Selbstmord und sexuelle Übergriffe.

Nimm diese Warnung ernst.

Alles Liebe,
deine Somme x



PROLOG

RAFE

NEUN JAHRE
ZUVOR

Das Zippo erweckt die Flamme zum Leben, die mein Kinn von unten wärmt, während ich mir noch eine Zigarette anzünde. Ich rauche nur, wenn ich prokrastiniere.

Innerhalb von fünf Minuten ist das bereits mein dritter Glimmstängel.

Ich inhaliere tief den Rauch und schwärze meine Lungen mit Chemikalien, deren Namen ich nicht aussprechen kann. Beim Ausatmen lasse ich den Hinterkopf gegen die Backsteinmauer sinken und sehe zu, wie der Rauch mit dem Nachthimmel verschmilzt.

Scheiß drauf.

Irgendwann müssen wir alle sterben.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite kommt ein Wagen mit quietschenden Reifen zum Stehen, bevor die Tür auffliegt und ein orangefarbener Lichtschein auf das Kopfsteinpflaster fällt. Mein Blick gleitet nach oben und trifft auf eine angesäuerte Wahrsagerin.

»Willst du dort die ganze Nacht herumstehen?« Sie verschränkt die Arme vor der Brust und lehnt sich gegen die Tür. »Du vergraulst mir die Kunden.«

Das Letzte, was ich heute tun sollte, ist zu lächeln. An dem

Tag, an dem man beide Eltern beerdigt hat, verkneift man es sich, weil es nicht lustig ist, zusehen zu müssen, wie Erde auf die eigene Mama geschaufelt wird.

Dennoch kann ich nicht verhindern, dass sich meine Mundwinkel vor Belustigung kräuseln.

»Ich würde mein Vermögen darauf verwetten, dass meine Mama seit der Weltwirtschaftskrise deine letzte und einzige Kundin gewesen ist.« Missmutig öffnet sie den Mund, hält inne und sieht sich auf der leeren Straße um. »Wo ist deine Mutter überhaupt?«

Meine Belustigung verwandelt sich in ein bitteres Lachen, das von der Ironie genährt wird. Ich lasse meine Zigarette fallen und trete sie mit meinem Absatz auf dem Kopfsteinpflaster aus. »Braucht deine Kristallkugel eine neue Politur? Sie liegt unter der Erde, Schätzchen.«

Ich stoße mich von der Wand ab und schließe die Lücke zwischen uns, indem ich mich mit unsicheren Schritten ihrem Auto nähere. Nur wenige Zentimeter bleibe ich vor ihr stehen. Sie zieht den Schal fester um ihren Hals und beäugt mich misstrauisch. Unsere Blicke treffen aufeinander.

»Du hast getrunken.«

»Ja, und? Vielleicht lag ich doch falsch und du bist gar keine Hochstaplerin?«

»Man muss kein Hellseher sein, um das zu erkennen«, schnauzt sie, geht einen Schritt auf den Wagen zu und schüttelt leicht den Kopf. »Ich kann es an deinem Atem riechen. Wenn du hier bist, um dir lesen zu lassen: Ich arbeite nicht mit Betrunkenen. Alkohol erschwert die Sicht auf die Zukunft.«

Ich ziehe meine Geldscheinklammer heraus, zähle ein paar Scheine ab und werfe sie ihr vor die Füße.

»Deine Sicht auf das Geld ist klar und deutlich?«

Sie verengt die Augen. Ihr Schweigen nutze ich, um mich an ihr vorbeizudrängeln. Ich raffe die Hosenbeine meines Anzugs, bevor ich mich auf den niedrigen Hocker vor ihrem Tisch sinken lasse.

Ein weiteres Lachen entweicht mir, das noch verbitterter klingt als das vorherige. Der Wagen einer Wahrsagerin im schäbigsten Teil von Vegas ist der letzte Ort, an dem ich heute Abend sein sollte. Der Anblick der Lichterketten und der Kerzen, die nicht verbergen können, wie erbärmlich es hier drin ist, entlockt mir ein höhnisches Grinsen. Abgenutzte Überwürfe und Kissen aus verblassten Stoffen reihen sich an Kartenstapel mit Eselsohren, die vor sich hin stauben. Hinter mir erklingt das Geräusch langer Fingernägel, die über die Bodenbretter kratzen, als die Wahrsagerin mein Geld aufhebt. Sie lässt sich mir gegenüber auf die Bank sinken und ihre alten Knochen knacken dabei.

»Das mit deiner Mutter tut mir leid.« Sie nimmt einen Kartenstapel in die Hände und teilt ihn in zwei Hälften. »Allerdings bin ich Kartenlegerin, kein Medium.«

»Ich spreche kein Betrügerisch.«

Ihre Nasenflügel beben. »Es bedeutet, dass ich mithilfe von Spielkarten die Zukunft voraussagen kann. Ich nehme keinen Kontakt zu Toten auf.«

»Gut, dass ich nicht hier bin, um mich mit dem Geist meiner Mama zu unterhalten.«

Ihr Blick fliegt zu mir, zuerst spiegelt sich Überraschung darin, dann verfinstern sich ihre Züge unheilvoll. »Demnach bist du gekommen, um dir die Zukunft deuten zu lassen. Als du vor drei Wochen mit deiner Mutter hier warst, hatte ich es dir angeboten und im Gegenzug hattest du mir gedroht, meinen Wagen samt meiner Wenigkeit darin in Brand zu stecken.« Sie legt den Kopf schief und mustert mich misstrauisch. »Aber du hast deine Meinung geändert.«

Ich denke, so kann man es wohl sagen.

Mama war besessen vom Schicksal. Ihr gesamtes Leben hatte sie nach einer Tarotkarte oder einem Magic Eight Ball ausgerichtet. Sie hatte sich zu sehr in die Sache hineingesteigert und konnte am Ende nicht einmal zu Starbucks gehen, ohne den Bodensatz in ihrem Pappbecher deuten zu wollen.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass ich als eingefleischter Skeptiker ein Casino besitze. Aber jeder vernünftige Geschäftsmann, egal in welcher Branche, weiß, dass man auf Glück nicht setzen darf. Es wäre so, als würde man die Augen schließen, sich gegen den Wind stellen und darauf hoffen, dass er einen in die richtige Richtung weht.

Entweder man nutzt seine Fähigkeiten oder die Chancen, die sich ergeben, oder eben nicht. Das ist alles. Glück ist nichts für Optimisten, es ist etwas für Faulenzer und Hoffnungslose.

Meine Mutter war eine Ausnahme; sie fiel in keine dieser Kategorien. Mit Hoffnung in ihrem Herzen und Geld in ihren Taschen war sie eine wandelnde, sprechende Geldkassette für Quacksalber wie diese gewesen.

Wahrsager, Hellscher, Medien: Sie alle sind nichts anderes als Betrüger. Und es gibt nichts, was ich auf dieser Welt mehr hasse als Betrug.

Und doch ...

Ich schlucke den Knoten in meinem Hals hinunter und reibe mir das Kinn.

Und doch hatte die alte Dame vor mir gewusst, dass meine Mama sterben würde.

»Du hast es gewusst.«

Langsam rafft sie die aufgefächerten Karten und legt sie zu einem ordentlichen Stapel zusammen. »Deine Mutter hat das Todesduo gezogen.«

Diese verdammte Formulierung. Als ich sie zum ersten Mal gehört hatte, entlockte sie mir ein ungläubiges Grinsen. Inzwischen finde ich das nicht mehr so lustig. Vor nicht einmal einem Monat tauchte Mama in meiner Penthouse-Suite auf; mit ihrer Reisetasche und einem Funkeln in den Augen mit im Gepäck. Sie schenkte mir eine Uhr, um die Eröffnung meines ersten Casinos, Lucky Cat, zu feiern. Bald darauf stellte sich jedoch heraus, dass die Unterstützung für mein angeschlagenes Unternehmen nicht der einzige Grund für ihren Besuch in Sin City war.

»Es gibt da jemanden, den ich gerne aufsuchen würde«, erklärte sie schüchtern, während sie an meiner schäbigen Bar saß und an einem Lemon-Drop-Martini schlürfte. »Es gibt da eine Wahrsagerin in der Fremont Street ...«

Ich verdrehte die Augen, blieb aber unnachgiebig. *Sie ist die Beste. Niemand im nordwestlichen Pazifik legt Spielkarten. Komm schon, Rafey, wenn schon in Vegas ...*

Die gesamte Session verbrachte ich auf der Türschwelle – die Hände in den Taschen zu Fäusten geballt –, um darauf zu achten, dass sie ihr nicht mehr abknöpfte, als vereinbart war.

Zuerst zog sie die Herz-Sieben. *Verrat durch einen geliebten Menschen.*

Dann kam der Karo-Bube. *Überbringer von schlechten Nachrichten.*

Schließlich drehte die Wahrsagerin das Pik-Ass um.

Stille breitete sich im Wageninneren aus. Am Ende strich Mama ihren Rock glatt und erwiderte: »Nun denn.«

Ich umklammere die Tischkante und werfe meinem Gegenüber einen glühenden Blick zu. »Das Todesduo«, wiederhole ich. »Willst du mir ernsthaft erzählen, dass jeder, der den Karo-Buben, gefolgt vom Pik-Ass zieht, auf der Stelle tot umfällt?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Das ist eine seltene Kombination.«

»So selten auch wieder nicht. Die Wahrscheinlichkeit, beide Karten nacheinander von einem einzigen Stapel zu ziehen, ohne sie auszutauschen, liegt bei eins zu 2652.«

»Du hast deine Hausaufgaben gemacht.«

»Nein, ich habe gerade nachgerechnet.« Ich lasse meine Hand in die Tasche gleiten und streiche mit den Fingern über meine Würfel. »Das ist Statistik. Alles folgt dem Wahrscheinlichkeitsgesetz.«

»Nicht alles auf dieser Welt lässt sich mit Vernunft oder Logik erklären.« Ihr Tonfall ist so selbstgefällig, dass ich ihr am liebsten das Leben aus dem Leib schütteln würde. »Aber du beginnst

gerade, genau das zu erkennen, nicht wahr? Sonst wärest du nicht hier.«

Ich fahre mir mit der Zunge über die Zähne. Mein Blick fällt auf die verstaubten Balken, die das Dach des Wagens stützen. Die Wahrscheinlichkeit, dass Mama das vermeintliche Todesduo hätte ziehen können, war gering, aber das, was sich nur Monate danach ereignete, lässt sich kaum mit einer statistischen Wahrscheinlichkeit beziffern.

Mama starb an einem Herzinfarkt, obwohl sie bei bester Gesundheit war. Dann, weniger als eine Woche später, starb mein Vater an einer unvorhergesehenen Hirnblutung.

Ich stoße ein ungläubiges Lachen aus. Nur eine Woche. Sieben verdammte Tage, mehr brauchte es nicht, um die Hälfte meines engsten Familienkreises auszulöschen. Sieben Tage, um den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Heute war es Angelo, der mir mit seiner niederschmetternden Ankündigung den Todesstoß versetzte.

Ich kehre nicht nach Devils Dip zurück.

Am Rande der Klippe, einen Meter von den frischen Gräbern unserer Eltern entfernt, teilte er es uns mit. Seine Aussage wurde nicht von einem Knall begleitet, vielmehr war es nicht mehr als ein leises Flüstern; er murmelte die Worte so leise vor sich hin, dass ich annahm, der Wind würde mir einen Streich spielen wollen.

Aber selbst ein flüchtiger Blick ließ mich den Aufruhr und die stahlharte Entschlossenheit in seinen Augen erkennen.

Ich schätze, ich bin ein Lügner, weil ich auf eine gewisse Weise an das Schicksal glaube. Der Lebensweg eines jeden *Made Man* ist seit dem Tag seiner Geburt vorbestimmt, ich bilde keine Ausnahme. Mein Vater war der Capo von Devils Dip, und es stand nie außer Frage, dass der Titel nach seinem Tod an meinen ältesten Bruder Angelo weitergegeben würde. Auch stand es nie außer Frage, dass ich sein Underboss und Gabe, unser jüngster Bruder, sein *Consigliere* werden würde.

Die letzten sieben Tage waren eine harte Lektion, die mir erteilt worden war. Inzwischen ist Angelo wieder auf der anderen Seite des Atlantiks angekommen, Gabe treibt sich weiß Gott wo herum, und ich stehe am Ende meines sogenannten vorbestimmten Weges, *allein*, und frage mich, wie es jetzt weitergehen soll.

Die Cosa Nostra ist mein Leben, und ich habe den längsten Teil meiner fünfundzwanzig Jahre damit verbracht, mich auf die Rolle eines Unterbosses vorzubereiten.

Ich absolvierte mehrere Praktika bei Goldman Sachs und JP Morgan und verfüge über einen Master der Harvard Business School. Aus einem einzigen Grund habe ich mir das Casino in Vegas gekauft – weil ich das erlernte Wissen anwenden wollte, bevor ich mein Erbe zu Hause antreten würde.

Zu Hause. Fuck. Ich habe immer gedacht, dass mein Zuhause dort ist, wo meine Familie sich aufhält, aber jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher. Ich weiß, dass ich jederzeit an die Küste zurückkehren könnte. Onkel Alberto würde mich als *Caporegime* des Syndikats von Devils Cove aufnehmen. Oder mir einen Posten im Vorstand seiner Whiskeyfirma in Devils Hollow besorgen, wenn ich mir die Hände nicht schmutzig machen will.

Aber es liegt mir nicht im Blut, ein Lakai zu sein. Ich wurde geboren, um ein Imperium aufzubauen, nicht um die Steine für das eines anderen zu legen.

»Leg die Karten aus.«

Meine Stimme klingt sicherer, als ich mich fühle. Der Blick der Wahrsagerin verweilt auf meinen Zügen, dann nimmt sie den Stapel, mischt ihn durch und legt zwei vertraute Karten auf den Tisch zwischen uns.

Bei unserem letzten Aufeinandertreffen brachte sie meine Mama zum Weinen und weckte damit meinen Blutdurst. Nur deshalb bat ich meine Mama, draußen zu warten, während ich die Flügeltür mit der Sohle meiner Budapester schloss. In dem Moment, als die Flamme aus meinem Zippo züngelte, hob die

Wahrsagerin beide Hände. »Warte. Deine Karten schreien mir förmlich ununterbrochen entgegen.«

Ich knurrte etwas in die Richtung, dass sie eine Hochstaplerin sei und dass es ihr niemals gelingen würde, zwei Mitglieder der Familie Visconti zu betrügen. Schon gar nicht am selben Tag.

Aber heute ist es anders. Ich sitze auf demselben Hocker, auf dem meine Mutter vor weniger als einem Monat saß, und Unbehagen kriecht mir unter die Haut. Meine Hand umklammert nicht mein Feuerzeug, sondern meine Spielwürfel, und ich drücke sie so fest zusammen, dass sie beinahe mit meiner Handfläche verschmelzen.

»Wie ich es dir schon beim letzten Mal *versucht* habe zu sagen: Deine Karten waren noch nicht gefallen. Dein Schicksal war noch nicht besiegelt.« Sie stößt angestrengt den Atem aus und reibt sich über die Schläfen. »Aber ja, das sind definitiv deine Karten. Sie schreien mich förmlich noch lauter an als beim letzten Mal und übertönen meine eigenen Gedanken.«

Eine sarkastische Erwiderung brennt mir auf der Zunge, aber ich verbeiße sie mir. Stattdessen starre ich auf die beiden Spielkarten, die vor mir liegen.

Der Karo-König und der Herz-König.

»Erklär es mir auf eine Weise, die in mir nicht den Wunsch weckt, deinen Wagen zu Kleinholz zu verarbeiten«, sage ich so ruhig wie möglich. Als ihre ersten Worte fallen, hebe ich die Hand, um sie zum Schweigen zu bringen. »Und nur weil ich zuhöre, heißt das nicht, dass ich den Scheiß glaube, der aus deinem Mund kommt.«

Sie streckt den Rücken durch. »In der von mir bevorzugten Art des Kartenlegens«, sagt sie bedächtig, »existiert die Annahme, dass jeder Seele ihre ganz eigene Karte zugewiesen wurde, lange bevor sie auf diese Erde gekommen ist. Wir bezeichnen diesen Vorgang als »Kartenruf«. Zunächst bleiben die Karten oft vage, aber jede Farbe und jede Zahl steht im weitesten Sinne für die Bedeutung oder die Bestimmung des jeweiligen Schicksals. Hier ein

Beispiel ...« Sie greift nach dem Stapel, zieht die oberste Karte herunter und zeigt sie mir. Es ist die Kreuz-Zehn. »Wenn eine Seele zur Kreuz-Zehn gerufen wird, verspürt sie oft den inneren Drang zu reisen. Möglicherweise liegt die Vorbestimmung dieser Seele darin, im Ausland zu arbeiten oder aber der Liebe an einen weit entfernten Winkel dieser Erde zu folgen.« Die Wahrsagerin legt die Karte zurück auf den Stapel und schenkt mir ein schmallippiges Lächeln. »Siehst du, vage. Aber Bildkarten ...«, sie macht eine schwungvolle Bewegung in Richtung der beiden Karten zwischen uns, bevor sie fortfährt, »sind viel spezifischer. Sie sind ein direktes Spiegelbild dessen, wie sich eine Persönlichkeit entwickeln wird.«

Die Ungeduld nagt an meinen Nerven. Ich habe zwar die Totenwache meiner Eltern geschwänzt, um hier sein zu können, aber ich bin noch lange nicht bekehrt. »Warum habe ich zwei Karten?«

»Weil sich das Schicksal nicht entscheiden konnte, welche Karte es dir geben soll. Das geschieht sehr selten.«

»So selten wie das Todestuo, das meine Mama gezogen hat?«

»Viel seltener«, sagt sie tonlos. Entweder hat sie meinen Sarkasmus nicht verstanden, oder sie zieht es vor, es zu ignorieren. »Das ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht untergekommen.«

»Mmh«, brumme ich und reibe mir über den Mund. »Also darf ich mir mein Schicksal selbst aussuchen.« Mein Blick wandert zu ihrem Gesicht. »Natürlich nur, wenn man an diesen ganzen Scheiß glaubt.«

Sie nickt. »Natürlich.«

»Was geschieht, wenn ich mich nicht entscheiden will?«

Sie zuckt mit den Schultern, aber das Funkeln in ihren Augen täuscht über ihre Nonchalance nicht hinweg. »Dann wird das Schicksal zu gegebener Zeit für dich entscheiden.« Sie beugt sich vor und haucht mir atemlos zu: »Aber willst du es nicht lieber jetzt schon wissen? Willst du dein Schicksal nicht lieber selbst bestimmen?«

Ich ziehe es tatsächlich vor, über alles selbst zu bestimmen. Mein Leben ist straff organisiert; ich lebe die tägliche Routine. In meinem Schrank sind die Anzüge nach Wochentagen sortiert und mein Kalender ist minutengenau getaktet.

Meine Kieferpartie kribbelt. In diesem verdammten Wagen ist es zu heiß. Die Holzverkleidung ächzt unter dem nächsten Windstoß und der Motor eines Sportwagens dröhnt vom weit entfernten Vegas Strip herüber.

Der Dunst des Alkohols verflüchtigt sich aus meiner Blutbahn und lässt mich nüchtern zurück.

»Karo-König oder Herz-König. Demnach bin ich wohl zu einem Geschäftsmann oder einem Liebhaber bestimmt.«

»Du hast bei unserem letzten Treffen also doch zugehört«, sagt sie mit einem Grinsen. Ein scharfer Blick von mir wischt es in Sekundenschnelle von ihren trockenen Lippen. »Aber ja. Macht und Geld oder Liebe und eine Familie. So einfach ist das.«

Erneut umklammern meine Finger die Würfel in meiner Tasche. »Aber niemals beides.«

»Niemals beides.«

Ich schlucke hart. »Und alles, was ich tun muss, ist ...«

»Eine der Karten zu berühren, um dein Schicksal zu besiegeln. Ja, genau.«

Ich ziehe meine Hand aus der Tasche und die Lady zieht tief die Luft in ihre Lungen; ein Geräusch, das mir wie Sandpapier über den Rücken schabt. Bei meinem letzten Besuch schwebte mein Zeigefinger bereits nur wenige Millimeter über dem Karo-König. Natürlich war die Vorstellung, dass ich den Erfolg als Unternehmer auf diese Weise pachten könnte, vollkommen abstrus, dennoch hatte ich es aus dem gleichen Grund kurz in Betracht gezogen, aus dem Atheisten vor ihrem Tod ein Gebet zum Himmel schicken.

Nur für den Fall.

Aber in letzter Sekunde gebot ich mir damals Einhalt. Etwas regte sich unter meinem Brustkorb und das weckte mein

Missfallen. Die Wahrheit aber lautet, dass ich plötzlich an meine Eltern denken musste und daran, was die beiden miteinander verband.

Die wahre Liebe. Unerbittliche, elektrisierende Liebe. Die Art von Liebe, die einen vergessen lässt, etwas zu essen. In der Cosa Nostra ist die wahre Liebe seltener als das vermeintliche Todesduo oder jede andere Kartenkombination. In der Tat waren meine Eltern die einzigen Menschen, die ich kannte, die überhaupt so etwas wie Liebe füreinander empfanden. Ein altes Sprichwort besagt, dass ein *Made Man* nur aus drei Gründen heiratet: des Geschäfts oder der Politik wegen, oder aber um einen Krieg zu verhindern. So, wie ich immer wusste, dass mir ein Leben als Underboss vorbestimmt war, wusste ich, dass ich einst aus pragmatischen Gründen heiraten würde.

Aber als ich letztens auf die beiden Karten herabsah, hörte ich eine nagende Stimme in meinem Ohr: *Das wäre doch schön, nicht wahr? Eine Frau auf die gleiche Art und Weise anzusehen, wie mein Vater meine Mama angesehen hat?*

Aber das ist längst vergangen; ich muss meine Entscheidung im Hier und Jetzt treffen. Jetzt gibt es eine andere Stimme in meinem Kopf, die noch lauter ist als die vorherige; eine, die schreit: »Scheiß auf die wahre Liebe.« Jetzt liegen meine Eltern unter der Erde und was hat ihnen ihre wahre Liebe gebracht? Nicht mehr als ein kitschiges Zitat, das auf einen gemeinsamen Grabstein gemeißelt wurde.

Jetzt ist meine Zukunft nicht mehr so sicher, und alles, was ich zu haben glaubte, entgleitet mir, dank meines idiotischen Bruders.

Ich verliere die Kontrolle.

Ich räuspere mich und spüre, wie sich der Blick der Wahrsagerin in mich bohrt. *Scheiß drauf.* Ich würde lügen, wenn ich behauptete, nicht verzweifelt zu sein, und einmal dem durchgeknallten Mist nachzugeben, wird mir nicht wehtun. Ich strecke meine Hand aus, stähle meinen Kiefer und berühre den Karo-König.

Der Boden unter meinen Füßen fängt nicht an zu wackeln. Feuerwerkskörper explodieren nicht am Himmel über uns. Außer dem Flackern von Kerzen und dem Ächzen des Wagens passiert nichts.

Ich streiche meine Krawatte glatt. »Wäre das alles? Oder bedarf es eines Opfers aus Fleisch und Blut?«

Sie starrt mich aus großen Augen an. »Das wäre alles.«

Mit einem schallenden Lachen kämpfe ich mich auf die Füße und richte mich zu meiner vollen Größe auf. Mein Schatten fällt auf die Wahrsagerin.

»Du bringst nur Unheil, Schätzchen. Weißt du das?« Ich fische noch ein paar Scheine heraus und lege sie auf den Tisch. »Ich hoffe, du bekommst, was du verdienst.«

Jetzt stößt sie ein Lachen aus. »Du wirst mir danken, sobald dir ganz Las Vegas zu Füßen liegt.«

Mein schmutziges Casino mit seinem undichten Dach und dem Problem mit Kakerlaken kommt mir in den Sinn. »Wenn mir Vegas jemals zu Füßen liegen sollte, werde ich dich zusammen mit den Ratten ausrotten lassen.« Ich drehe mich zur Tür.

»Warte«, sagt sie. Mein Kiefer mahlt, meine Hand schwebt über dem Türgriff. »Es gibt noch etwas, das du wissen solltest.«

Ich straffe die Schultern und kann nicht verhindern, dass meine Hände sich zu Fäusten ballen. Es liegt nicht in meiner Natur, eine Frau zu schlagen, aber bei Gott, diese hier macht es mir wirklich schwer. »Ich bin nicht interessiert.«

»Du willst nicht wissen, welche Karte deine Schicksalskarte ist?«

Zischend lasse ich die Luft aus meinen Lungen durch die Nase entweichen. »Ihr Quacksalber habt es echt drauf, etwas an den Mann zu bringen, nicht wahr?«

»So wie auf jede Aktion eine Reaktion folgt, hat jede Schicksalskarte einen Gegenpol. Bist du vertraut mit ...«

»Hör. Auf. Zu. Reden.« Meine Kehle ist wie ausgedörrt und

meine Brust kribbelt. Nur ein kalter, harter Drink vermag es, die Leiden zu lindern. »Zeig mir einfach die Karte.«

Ein Augenblick vergeht. Dann ertönt ein dumpfer Schlag hinter meinem Rücken, bei dem sich mir die Nackenhaare sträuben. Seit beinahe einem Jahr gehört mir das Casino nun und ich erkenne das Geräusch mit geschlossenen Augen, wenn eine Spielkarte auf den Tisch geschlagen wird.

Stille breitet sich heiß und schwer zwischen den engen Wänden des Wagens aus. Mit einem Grinsen lasse ich meine Schultern kreisen und blicke auf den Tisch hinter mir. In seiner Mitte liegt eine einsame Karte, deren glänzende Oberfläche durch die flackernden Kerzen in einem unstillen Licht schimmert.

Es ist die Herz-Dame.

»Die rothaarige Lady«, sagt die Frau leise. »Glück für die meisten, Pech für einige wenige. Und für dich?« Sie stößt einen leisen Pfiff aus. »Die Herz-Dame richtet Schaden an. Du kannst noch so viel Erfolg haben, sie wird dich in die Knie zwingen.«

Ich knirsche mit den Zähnen, erwidere aber nichts. Ohne ein weiteres Wort stoße ich die Tür auf und trete sie hinter mir zu. Auf der klapprigen Treppe atme ich tief die milde Oktoberluft ein.

Was jetzt?

Zuerst brauche ich eine Zigarette. Danach werde ich mich in eine schäbige Bar in einer schäbigen Straße verziehen, wo niemand den Namen Visconti kennt, und meinen Eltern gedenken. Ich stecke meine Hand in die Tasche und lege meine Finger um mein Feuerzeug.

Plötzlich knistert und knallt etwas in meiner Brust. Es sprudelt unter meinen Rippen hervor und zischt sanft unter meiner Haut.

Ich fahre mir mit einem Fingerknöchel über den Kiefer und schüttle den Kopf, amüsiert über meine eigenen giftigen Gedanken.

Nein. So bin ich nicht.

Als ich letzten Monat schwor, den Wagen der Wahrsagerin niederzubrennen, war das eine leere Drohung gewesen.

Doch mit dem Schnippen meines Handgelenks tanzt die Flamme des Zippos gegen die Dunkelheit und verspottet mich mit Möglichkeiten. Explosive Rache ist Angelos Ding, und Gabe? Nun ja, er ist der Beweis dafür, dass stille Wasser tief sind und die ruhigsten Menschen zu den schlimmsten Psychopathen gehören können. Sie beide würde diesen Wagen ohne zu zögern abfackeln, aber Mama hat immer gesagt, dass ich von uns dreien der Gentleman bin. *Deine Brüder haben eiserne Fäuste, Rafey, aber du verfügst über eine silberne Zunge und die Stimme der Vernunft.*

Als ich das Feuerzeug wieder in meine Tasche stecke, streifen meine Fingerspitzen über meine Würfel, und ein weiterer dunkler Gedanke durchzuckt mein Gehirn.

Da die alte Hexe so viel über das Schicksal zu sagen hat, lasse ich meine Würfel über ihres entscheiden. Ich ziehe sie aus meiner Tasche, schüttele sie kräftig und werfe sie zu meinen Füßen.

Weniger als einem halben Meter von mir entfernt bleiben sie träge liegen. Ich werfe einen Blick darauf und stoße ein Lachen aus.

Die Glückszahl sieben.

»So sei es«, murmele ich vor mich hin und löse die Krawatte um meinen Hals. Ich ziehe sie aus, schiebe sie durch die Türgriffe und binde ihre Enden zu einem festen Knoten zusammen.

Dann halte ich mein Zippo an den Stoff und zünde ihn an.

Krawatten habe ich sowieso noch nie gemocht.



KAPITEL 1

PENNY

Am Rande von Devils Cove verlasse ich den Bus und lasse meinen Blick über den glitzernden Landstreifen schweifen, während alles, was ich besitze, mir zu Füßen liegt. Die Promenade schmiegt sich in einer sanften Linkskurve dicht an einen weißen Strand, während sich rechterhand Hotels, Bars und Casinos erstrecken.

Selbst die üppige Weihnachtsdekoration kann mich darüber nicht hinwegtäuschen, dass sich in den drei Jahren meiner Abwesenheit kaum etwas verändert hat. Palmen. Gehwege aus Marmor. Reiche Trottel, die mich praktisch *anflehen*, ihnen die Portemonnaies aus den Taschen ihrer maßgeschneiderten Anzüge zu ziehen.

Zähneknirschend lege ich den Kopf in den Nacken und betrachte die Lichter, die vor dem sternlosen Himmel funkeln. Es erinnert mich an die Gewinnsymbole eines Spielautomaten: *Ding, ding, ding! Jackpot!*

Drei lange Jahre ist es her, dass mein Fuß den Boden dieser Stadt zum letzten Mal berührte, aber sie hat nichts an ihrer Anziehungskraft auf mich verloren. Sie greift mit ihren starken, eisigen Händen nach meiner Brust, um sie um meine Seele zu legen und die kleine, dreckige Diebin darin hervorzuholen. Man sollte

meinen, dass die Zeit und der Schrecken, der mir noch in den Gliedern steckt, helfen würden, den Sirenenengesang zu übertönen. Aber die Versuchung lässt mein Blut noch heißer brodeln als jemals zuvor.

Leider Gottes habe ich es auf die harte Tour lernen müssen, was »Konsequenz« wirklich bedeutet. Während die Skyline von Atlantic City, New Jersey, hinter mir in Schutt und Asche versank – wofür ich ganz allein die Schuld trage –, gab ich mir einen Schwur:

Ich, Penny Price, werde keine krummen Dinge mehr drehen.

Das wird in Devils Cove nicht möglich sein.

Ich drehe dem Pendant von Las Vegas im Nordwesten des Pazifiks den Rücken zu und hefte meinen Blick auf den Busfahrplan, der an der Rückwand des Wartehäuschens klebt. Obwohl jemand das »Devils« in »Devils Dip« mit einem Kaugummi zugeklebt hat, kann ich genug erkennen, um festzustellen, dass der Bus erst in einer Stunde in meine Heimatstadt abfahren wird.

Nun, ist das nicht großartig? Reiche Leute scheinen keinen großen Wert auf öffentliche Verkehrsmittel zu legen.

Ich lasse mich auf die Bank sinken und ein müdes Seufzen fällt von meinen Lippen, zusammen mit einer Wolke meines Atems. Vor den eigenen Sünden davonlaufen zu wollen, ist anstrengend. Mein Nacken schmerzt, weil ich mich ständig umsehe und mehr als die letzten sechzig Stunden zusammengerollt in Bussen verbracht habe. Nichts will ich dringender, als meine Wohnung in Devils Dip zu betreten, mir die Haare zu waschen, die Unterwäsche zu wechseln und mit dem Ratgeber *Excel für Dummies* ins Bett zu fallen.

Mein Blick verweilt auf dem tiefblauen Pazifik, aber das warme Licht von Devils Cove zu meiner Rechten zieht mich magisch an. Unwillkürlich lasse ich ihn über die Gruppen schweifen, die in den funkelnden Etablissements ein und aus gehen.

Mit meinen Fingern trommle ich auf der Plastikbank herum und beiße auf die Innenseite meiner Wange.

Nun, ich stecke in einem kleinen Dilemma. Um hierher zu gelangen, habe ich drei Buslinien gewechselt und bin per Anhalter mit einem Lastkraftfahrer mitgefahren, der eines seiner Augen auf die Straße und das andere auf meinem Oberschenkel gerichtet hielt. Die Anreise hat mich 174,83 Dollar gekostet, was haargenau der Summe entsprach, die ich vor meiner Flucht aus Atlantic City unter der losen Bodendiele in meiner Wohnung vorfand.

Ein bitteres Lachen entringt sich meiner Kehle. Es musste ja so kommen. Ich bin schon das glücklichste Mädchen der Welt, nicht wahr?

Meine Finger streichen vorsichtig über den vierblättrigen Kleblattanhänger, der an meinem Hals baumelt. Früher habe ich das mit echter Überzeugung ausgesprochen, doch inzwischen ...

Inzwischen bin ich mir da nicht mehr so sicher.

Der Wind nagt an meinen Ohrmuscheln, während ich die Hände in den Taschen vergrabe. Meine eiskalten Fingerspitzen fahren über das seidige Innenfutter, was mich daran erinnert, dass meine Taschen leer sind. Leere Taschen, leeres Bankkonto, leerer Magen. Ich bin nicht pleite; ich bin nur mittellos. Im Ernst, in meinem Portemonnaie, das irgendwo zwischen den Büchern liegt, die ich der Ausleihe niemals zurückgeben werde, findet sich nicht eine Münze wieder.

Plötzlich dämmert es mir: Ich warte auf einen Bus, für den ich mir die Fahrkarte gar nicht leisten kann.

Nun denn. Bevor ich es mir anders überlegen kann, springe ich auf die Füße und schiebe meinen Rollkoffer über die Straße. Ein letzter kleiner Schwindel und dann, im Ernst, dann bleibe ich für immer sauber.

Ich wünschte, ich könnte behaupten, dass der Gedanke, einen weiteren Mann um sein hart verdientes Geld zu bringen, sich nach einer lästigen Pflicht anfühlt. Dass der Gedanke daran nicht ausreicht, um mein Herz ein wenig schneller schlagen zu lassen oder dass sich die Spucke in meinem Mund nicht aus einem anderen Grund als dem Hunger sammelt.

Aber das wäre eine Lüge, und, nun ja, ich wollte versuchen, so etwas zu vermeiden.

Die bittere Nostalgie zwickt mich an meinen Fersen, während ich die Promenade entlanglaufe. Ich spähe durch die Schaufenster und starre unverwandt die so vertraute und doch so fremde Welt dahinter an. Maßgeschneiderte Anzüge und tausend Dollar teure Champagnerflaschen, die in Eiskübeln stecken. Esstische, beladen mit mehr Silberbesteck, als ich es jemals brauchen könnte. Gott, das hatte ich vergessen. Diese Stadt schreit nicht nur nach Geld, sie brüllt es von den Dächern in die Welt hinaus.

Langsam bleibe ich stehen und betrachte eine Gruppe Frauen, die in der Bar in einer Ecke sitzen. Ich kann ihr Chanel Nummer fünf von dieser Seite des Glases aus praktisch riechen, und als ich sehe, wie sie miteinander lachen und scherzen – so wie es nur Menschen können, die noch nie eine Mahnung im Briefkasten hatten –, überkommt mich kurz der Neid. Mein Fokus legt sich auf mein schabiges Spiegelbild und eine weitere Erkenntnis trifft mich wie ein Schlag.

Ich bin Welten davon entfernt, passend gekleidet zu sein, um mich in Cove frei zu bewegen.

Mein Kunstpelzmantel spricht Bände. Darunter trage ich eine zerrissene Mom Jeans, einen Pullover und ein Paar Doc Martens. Seit zwei Tagen habe ich meine Unterhose nicht gewechselt und meine Haare sind so verknotet, dass ich kein Haargummi mehr brauche, um sie zusammenzuhalten.

Mit diesem Äußeren komme ich an keinem der angesäuerten Türsteher vorbei, die einfache Dorftrottel von ihren Bars fernhalten. Und auf der Straße um Kleingeld zu betteln, klingt auch nicht gerade verlockend, vor allem nicht Anfang Dezember, wenn es bereits friert.

Ich stöhne in den Kragen meines Mantels, weil ich weiß, dass ich noch einmal *mehr* stehlen muss, um mich passabel einzukleiden. Die Gelegenheit fällt mir praktisch in den Schoß, als ich ein paar Türen weiter an einer Edelboutique vorbeikomme, und

das Mädchen hinter der Kasse zufällig nicht mit mir auf einer Schule gewesen ist.

Es ist die Art von Boutique, die vier Kleider auf jedem Ständer hängen hat und definitiv keine Größen für Erwachsene führt, aber vielleicht schaffe ich es doch, mich in irgendetwas davon hineinzuzuquetschen. Sofern der Stoff elastisch ist.

Bei meinem Eintreten mustert mich die gelangweilte Kassiererin abschätzig und lässt ihren Blick von meinem Haarknoten und bis hinunter zu meinen Stiefeln wandern, bevor sie mir ein aufgesetztes Lächeln schenkt.

»Wenn Sie Hilfe brauchen, lassen Sie es mich einfach wissen«, sagt sie, bevor sie wieder auf ihrem Handy scrollt.

Meine Fingerspitzen fahren über Samt und Seide und der Unmut packt mich, als ich die Preisschilder betrachte. Nach einem kurzen Aufenthalt in einer der Kabinen marschiere ich auf die Tür zu, wobei ich unter meinem Mantel ein grünes Satinkleid trage. Die Jeans und den Pullover lasse ich in meiner Handtasche verschwinden.

Irgendwo zwischen der Tür und dem Bürgersteig ertönt ein Alarm.

»Hey!«, sagt eine Stimme hinter mir.

Scheiße.

Ich packe meinen Koffer fester und ver falle in einen ungeschickten Lauf. Ich bin es gewohnt, wegzulaufen – vor dem Sicherheitspersonal in den Geschäften, vor meinen Problemen, vor was auch immer –, aber es fällt mir unheimlich viel schwerer, wenn ich dabei ein Kleid trage, das zwei Nummern zu klein ist, während ich den Koffer schleppen muss, der meine weltlichen Besitztümer beinhaltet.

Ich werfe einen Blick über meine Schulter. Die Verkäuferin stöckelt mir in unmöglich hohen Absätzen und mit dem Handy am Ohr hinterher. Als sie das Smartphone sinken lässt, um einen Blick auf den Bildschirm zu werfen, stoße ich die nächste Tür auf, indem ich mich mit dem gesamten Körpergewicht dagegen lehne,

und stolpere durch sie hindurch. Wenige Augenblicke später galoppiert sie mit einem wutverzerrten Gesicht an der Glastür vorbei.

Erleichtert lehne ich mich gegen die Wand und rutsche ein paar Zentimeter an ihr herunter, bevor mir ein heißer Atemzug entweicht. Er mündet in fassungsloses Gelächter.

Scheiße war das knapp. Trotz des fraglichen Gewinns, der auf meiner Haut prickelt, weiß ich, dass es eine dumme Aktion gewesen ist. Ich sollte nicht mehr stehlen, doch im Moment muss ich mich mehr denn je zurückhalten.

»Kommst du rein, oder willst du den ganzen Tag da herumstehen?«

Beim Klang der schroffen Stimme straffe ich die Schultern. Als ich mich umdrehe, um ihren Besitzer auszumachen, blicken mich kalte Augen mit einer kaum verhüllten Abscheu an. Sie gehören zu einem Mann, der in einem maßgeschneiderten Anzug steckt und ein Gesicht hat, in das ich gerne meine Faust rammen würde – wenn ich nicht 1,70 Meter groß wäre und mich darum bemühen würde, ein besserer Mensch zu sein.

Kommst du rein? Ich lasse meinen Blick durch den kleinen, dunklen Raum schweifen, um festzustellen, dass ich im Eingangsbereich gelandet bin. Der Typ bewacht das obere Ende einer Treppe, und neben ihm steht ein leerer Schreibtisch mit einer blauen Leuchtreklame dahinter.

Blues Den.

Seltsam. Ich kenne mich mit Clubs zwar nicht besonders gut aus, doch zumindest weiß ich, wie sie in der Gegend heißen.

Dieser hier muss neu sein. Ich strecke den Rücken durch und streiche die Vorderseite meines Mantels glatt. »Ist das eine Bar?«

»Ist der Papst katholisch?«

Ich starre ihn ein paar Sekunden lang an und lasse meine Erwiderung wie eine stille Welle über mich hinwegschwappen. Erst als ihre Ausläufer überwunden sind, schnappe ich mir meine Taschen und dränge mich an ihm vorbei.

»Ein Ja hätte gereicht, Arschloch«, murmle ich.

Ich konnte nicht widerstehen.

Auf Männer mit mangelnder Attitüde bin ich nicht besonders gut zu sprechen – war ich noch nie. Das muss mir in den Genen liegen, denn meine Mutter war auch schon so. Ich bin unter den Pokertischen des Visconti Grand Casinos groß geworden, der Arbeitsstelle meiner Eltern. Meine Mutter war Croupière, mein Vater gehörte zum Sicherheitsteam. Wenn ein Klient meiner Mutter gegenüber frech wurde, setzte er ihn vor die Tür; natürlich ohne seine Chips oder ihm die Möglichkeit zu geben, seine Jacke aus der Garderobe zu holen.

Mein Hass auf Männer war das Einzige, was mich und meine Mutter verband. Äußerlich betrachtet, hätten wir genauso gut zwei Fremde sein können. Im Handstand und mit einem zugekniffenen Auge hätte man vielleicht eine gewisse Ähnlichkeit erkennen können. Während meine Eltern beide groß und schlank waren, bin ich etwas kurz und plump geraten. War ihr Teint sonnengebräunt und ihre Haare dunkel, so bräuchte man für die Beschreibung meiner Züge eine völlig andere Farbpalette. Im Winter gehe ich im Schnee fast unter, während ich im Sommer stets blassrosa bin. Mein Haar hat die Farbe von Kupfer, was – meiner Mutter nach – damit erklärt werden kann, dass sie in ihrer Schwangerschaft zu viele Tomaten aß.

Mein Vater pflegte stets zu scherzen, dass ich die Tochter des Milchmanns sei. Als die beiden damit begannen, Hochprozentiges einem Glas Wein oder Bier vorzuziehen, wurde dieser Scherz für mich zur bitterbösen Überzeugung. Zu der Zeit, kurz bevor die beiden ermordet wurden, habe ich mir sehnlichst gewünscht, adoptiert worden zu sein.

Wenn man die Hölle verlässt, glaubt man im Himmel gelandet zu sein. Sanfter Jazz und gedämpftes Licht umschmeicheln meine kühle Haut, und der Geruch von Tabak und Rasierwasser wecken nostalgische Erinnerungen, von denen ich gar nicht wusste, dass sie irgendwo tief in mir lauern.

Im Gegensatz zur vorherigen Location schreit diese Bar nicht nach *Geld*, sondern flüstert leise von *Wohlstand*.

Ich bahne mir den Weg zu einem Platz in der Ecke, von dem aus ich die gesamte Bar gut überblicken kann. Während ich mich an den Tischen vorbei dränge, lasse ich den Blick von rechts nach links und von links nach rechts über den Rest der Kundschaft schweifen.

Mein Gehirn rattert die abgedroschene Checkliste hinunter.

Anzug an einem Arbeitstag? Check.

Schnaps statt Bier? Check.

Einsam und allein? Check.

Ein Schauer der Erregung läuft mir über den Rücken und die Narbe an meiner Hüfte beginnt zu brennen. Das passiert immer, wenn ich den Jackpot knacke. In dieser Bar hält sich ein gutes Dutzend Männer auf, die die Kriterien eines Hauptgewinns erfüllen.

Wo soll ich also starten? Natürlich an der Bar. Nachdem ich drei Jahre lang in Atlantic City auf Männerfang gewesen bin, kann ich bestätigen, dass Männer, die allein an der Bar sitzen, eher auf meinen Köder anspringen. Vielleicht liegt es daran, dass die kurze Distanz zwischen ihnen und dem Barkeeper die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass sie sich besinnungslos betrinken.

Mein Blick fällt auf den Tresen und die einsame Gestalt, die daran lehnt. Schatten tanzen auf dem Männerkörper, sodass lediglich seine breiten Schultern und die scharfen Linien seines Anzugs vom weichen Licht umhüllt werden. Aber in dem Moment, in dem ich den bernsteinfarbenen Glanz in seinem Glas und das silberne Glitzern an seinem Handgelenk erblicke, weiß ich, dass es egal ist, wie er aussieht.

Ich kicke meinen Koffer unter den Tisch und stolziere möglichst sexy auf die Bar zu, was in den Doc Martens nahezu unmöglich ist.

Als ich den Tresen erreiche, fühlt es sich so an, als würde ich eine Bühne betreten. Ich bin die Hauptakteurin und während der

männliche Part ständig wechselt, wurde mir diese Rolle auf den Leib geschneidert. So und nicht anders ist es seit meinem achtzehnten Geburtstag. Als ich lernen musste, dass ich als Schulabbrecherin zu nichts weiter taugte, als Burger zu braten, während mir ein Kerl Befehle über die Schulter zubrüllte, und das für einen Stundenlohn von sieben Dollar fünfundzwanzig.

Obwohl ich kurz bevor der Vorhang fällt, die bereits vertraute Aufregung verspüre, nagt eine gewisse Traurigkeit an mir, denn ich weiß, dass dies mein letzter Auftritt sein wird.

Ich werde ihn zu meinem besten machen.

Akt Eins: Verwickle die Zielperson in ein Gespräch.

Ich bleibe zwei Sitzplätze von meinem neu ernannten Ziel stehen. Ohne ihn auch nur eines Blickes zu bedenken, lasse ich meinen Mantel über die Schultern und hinunter auf die Hüfte gleiten, um ihn dann über die Lehne des Hockers zu werfen. Bevor ich damit begann, die *Für-Dummies*-Ratgeber zu suchen, die mir einen Ausweg aus meiner beruflichen Perspektive geben sollten – die aus etwas anderem bestehen sollte, als dumme Männer um ihr Geld zu bringen –, war ich eine Zeitlang in einem Stripclub beschäftigt gewesen. Es lief gut, bis ein Freier mich in den Bauch stieß und wissen wollte, ob ich bei der Angabe meines Gewichts im Bewerbungsformular gelogen hätte. Oh, wegen seiner Bemerkung hatte ich nicht gekündigt – ich wurde gefeuert, weil ich meine Zähne in die Hand versenkte, mit der er mich bedrängte.

Das war der Moment, in dem ich begriff, dass meine Selbstbeherrschung nicht ausreichte, um meinen Hintern vor undankbaren Typen zu schwingen. Nichtsdestotrotz war es die Erfahrung wert gewesen. Dort fand ich nicht nur wahre Freundinnen, sondern schnappte auch diesen Manteltrick auf.

Ich weiß, dass er auch diesmal funktioniert hat, weil es sich anfühlt, als stünde ich vor einem offenen Feuer.

Sein Blick ist warm, genauso wie die Befriedigung, die in meinen Unterleib strömt. Er wärmt meine Wange, bevor er sich

an den Konturen meines Körpers entlangtastet und in dem weiten Schlitz meines Kleides versiegt. Wie gewöhnlich gebe ich vor, seine Anwesenheit nicht zu bemerken, geschweige denn seinen Blick zu spüren.

Ich lasse meine Beine über den butterweichen Ledersitz gleiten und lächle den Barkeeper an. Dunkles Haar, weiche Gesichtszüge und ein Grinsen, wie geschaffen für die Arbeit mit dem Kunden. Es dauert ein paar Momente, bis ich begreife, dass Dan vor mir steht. Auf der Devils Dip Highschool waren wir im selben Jahrgang und er hatte mich die Hausaufgaben in Naturwissenschaften abschreiben lassen. Auch er braucht ein paar Sekunden, um mich zu erkennen, und als er den Mund öffnet, schüttle ich leicht den Kopf.

Zum Glück schließt er den Mund wieder, wirft einen Blick zu dem Mann neben mir und setzt dann wieder sein höfliches Lächeln auf. »Hi. Was darf ich dir bringen?«

Pub. Mein Blick fällt zu meiner Linken auf den starken Unterarm des Anzugträgers am Tresen. Irgendetwas rührt sich in mir, und es liegt zu weit südwärts, um angemessen zu sein. Ich möchte glauben, dass es an der teuren Breitling an seinem Handgelenk liegt, deren Verschluss ich im Schlaf lösen könnte, und nicht daran, dass seine olivfarbene Hand so groß ist, dass das Whiskeyglas in seiner Hand wie ein verdammter Fingerhut aussieht.

Jesus. Das lässt mich beinahe meinen Text vergessen.

»Für mich bitte das Gleiche.«

Stille. So dicht und schwer, dass man während eines Telefonats auf sein Handy blicken, die Stirn runzeln und »Hallo?« fragen würde.

Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, bis Dan aufhört, mich anzustarren. Er räuspert sich und wendet sich der Wand mit den Spirituosen zu, um mir den Drink einzuschenken.

Das Glas klirrt. Louis Armstrong plärrt aus den Lautsprechern und Unbehagen prickelt in meinen Adern. Dies ist der Moment,

in dem sich meine Zielperson zu Wort melden sollte. Der Moment, in dem der Mann etwas so Chauvinistisches sagen sollte, wie: *Oh, ich dachte, Mädchen trinken keinen Whiskey?* Daraufhin würde ich mein Haar zurückwerfen, mit den Wimpern klimpern und mit einem ebenso klischeehaften Satz antworten: *Nun, ich bin nicht wie alle anderen Mädchen.*

Aber ... nichts dergleichen geschieht. Mein kleiner Fisch hat nicht einmal Interesse an meinem Köder gezeigt, geschweige denn, dass er angebissen hätte. Ich behalte so lange die Nerven, bis Dan mir ein Glas und eine Serviette rüberschiebt, und dann drehe ich mich zu meinem Ziel um.

Heilige Scheiße.

So auszugehen, sollte verboten sein.

Unsere Blicke treffen sich und mir wird sofort klar, dass ich nicht die erste Frau bin, die ihr Herz auf den ersten Blick an diesen Mann verliert.

Er ist nicht nur gutaussehend, er ist schön, und zwar auf eine Art und Weise, die niemand infrage stellen würde, unabhängig von den eigenen Vorlieben.

Sonnengebräunte Haut, rabenschwarzes, perfekt frisiertes Haar und Wangenknochen, auf denen sich Eiszapfen bilden könnten.

Auch sein Blick könnte mir Erfrierungen bescheren.

»Ich bin nicht interessiert.«

Ich blinze. »Wie bitte?«

»Entschuldigung angenommen.«

Erneut widmet er sich seinem Handy, nimmt es vom Tresen in die Hände und wischt über das Display, um es zu entsperren.

Sekunde. Was?

Unbeholfen fliegt mein Blick zwischen der E-Mail, die er auf seinem Handy tippt, und seinem kantigen Kinn hin und her. Bei genauer Betrachtung muss ich mir eingestehen, dass der Kerl vor mir jünger, größer und heißer ist als die Typen, die ich für gewöhnlich abzocke, was meine Gedanken wie Murmeln in alle Richtungen stoben lässt. Es dauert eine Weile, bis ich mich wieder

sortiert habe. Ich öffne den Mund und schließe ihn wieder. Die Verwirrung wird bald darauf zur brennenden Verlegenheit, die in Verärgerung übergeht.

Wie unhöflich.

Ich kann Männer schon nicht leiden, die sich zu benehmen wissen, erst recht keine arroganten Arschlöcher. Da ich in einem Casino praktisch aufgewachsen bin und bereits als Teenager das Klientel abzuzocken wusste, lernte ich viel früher als mir guttat, dass Männer auf zweierlei Arten reagierten: abweisend oder lüstern.

So sehr ich es vorgezogen hätte, abgewiesen statt angebetet zu werden, musste ich doch feststellen, dass, mit dem Wachstum meiner Oberweite und meiner schauspielerischen Leistung, ich ihr lüsternes Verhalten nutzen konnte, um tief in ihre Taschen zu greifen.

Aber wenn ich schon an ihre Taschen will, so gefällt es mir ganz und gar nicht, abgewiesen zu werden.

Erst recht nicht gleich im ersten Akt.

Mit beiden Handflächen umfasse ich das Glas und starre auf die verspiegelte Wand hinter der Bar.

»Ich wollte dich gar nicht anbaggern.«

»Sicher.«

Das Wort fällt von seinen Lippen, leicht und endgültig.

»Im Ernst«, murme ich und Hitze strömt in meine Wangen.
»Ich würde mir lieber in die Hände scheißen und klatschen.«

Das Tippen hört auf. Langsam hebt er den Kopf und begegnet meinem Blick im Spiegel. Tiefgrün und intensiv. Meine Nackenhaare stellen sich auf, und aus reinem Selbstschutz drängt es mich danach, den Blick abzuwenden. Leider hält mich meine Sturheit im Würgegriff, also klammere ich mich an der Kante des Tresens fest und zwingt mich dazu, den Augenkontakt aufrechtzuerhalten.

»Wie bitte?«

»Entschuldigung angenommen«, gebe ich beißend zurück.

Triumph. Es knistert und funkt in meiner Magenrube. Aber in

der Sekunde, in der das Display meiner Zielperson schwarz aufleuchtet und er das Handy auf den Tresen legt, löscht sein schwerer Blick meine Selbstgefälligkeit aus wie Wasser eine Flamme.

Er löst sich vom Tresen und steckt die Hand in seine Tasche.
»Sag das noch mal.«

Aus irgendeinem Grund lässt sein Tonfall die Worte »oh« und »Scheiße« hinter meinen Augenlidern aufblitzen. Er ist butterweich und lässig. Fast schon höflich. Weshalb also verspüre ich das Bedürfnis, meinen Rücken durchzudrücken, sobald ich mich ihm zuwende?

Wenigstens kann ich mir seiner Aufmerksamkeit inzwischen sicher sein, auch wenn ich das Gefühl auf meiner Haut dabei nicht mag. Seine grünen Augen funkeln, während sein Blick träge über meine Gesichtszüge gleitet, bevor er mit einem Lächeln auf seinen Lippen dem meinen begegnet.

Er scheint meine nächsten Worte abzuwarten.

»Ich habe gesagt, ich würde mir lieber in die Hände scheißen und klatschen, als dich anzubaggern.«

»Ist das so?«

»Mhm.«

»Ich verstehe.«

Mit diesen Worten nippt er an seinem Whiskey und wendet sich wieder seiner Arbeit zu. Seine Finger fliegen über das Display, als hätte es den Austausch zwischen uns niemals gegeben.

Dan räuspert sich hinter der Bar. Das Blut pocht mir in den Schläfen.

Was jetzt?

Akt Eins geht in Flammen auf. Der männliche Hauptcharakter hat sich als ein schlechter Schauspieler entpuppt und ich habe meinen Text vergessen. Ich muss die Show von vorn beginnen, aber mit einer anderen Besetzung. Oh, und auf jeden Fall mit einem anderen Drehbuch, denn ich glaube nicht, dass das Gespräch über Fäkalien besonders gut gepunktet hat.

In dem Bemühen, mich natürlich zu verhalten, drehe ich mich auf dem Hocker um und stützte meine Ellbogen auf dem Tresen ab. Auf der Suche nach einem Kerl, den ich dem blöden Arschloch vorziehen könnte, lasse ich meinen Blick unauffällig durch den Raum schweifen. Geistesabwesend streichen meine Fingerspitzen über das vierblättrige Kleeblatt, das an meinem Hals hängt.

Es ist okay. Nichts Schlimmes ist passiert. Es geht mir immer noch gut, ich brauche nur einen Neustart. Seit Jahren habe ich mir in Devils Cove kein Geld mehr erschwindelt. Kann sein, dass die Dinge hier anders laufen und dass die Männer in der abgeschiedenen Dunkelheit die besseren Zielpersonen sind. Rechterhand fällt mein Blick auf einen älteren, weniger trainierten Mann, der in der Ecke sitzt.

Als er sich an der Nase kratzt, blitzt sein Ehering im Licht auf.

Das ist schon eher mein Fall.

Ich schenke ihm ein Lächeln, drücke meinen Rücken durch und greife hinter mir nach meinem Whiskeyglas. Als ich mein Getränk an die Lippen führe, hört das Tippen neben mir auf.

»Der Whiskey kostet hundert Dollar.«

Mein Blick kehrt zu meinem abgesetzten Hauptdarsteller zurück. Der Kerl starrt immer noch auf sein Handy und würde ich die Ausläufer seiner Stimme, die mir immer noch prickelnd über den Rücken hinunterrinnen, nicht noch immer spüren, hätte ich schwören können, dass ich mir seine Worte nur eingebildet habe.

»Hundert Mäuse?«

»Zuzüglich Mehrwertsteuer.«

»Ich ... warte, pro Flasche?«

Letztendlich richtet sich sein Blick doch noch auf mich, in dessen Schatten Irritation und Belustigung um einen Platz ringen.

»Pro Glas.«

Ungläubig starre ich die bernsteinfarbene Flüssigkeit an, die mich in vier verschiedenen Sprachen als arm betitelt. War ich zu

voreilig gewesen, davon auszugehen, dass mein ernanntes Ziel mitspielen und für den Drink bezahlen würde? Das hat bisher immer funktioniert. Allerdings bin ich auch nicht mehr in Atlantic City.

Der schlimmste Part liegt darin, dass ich Whiskey leidenschaftlich hasse. Ich werfe Dan einen Blick zu, der gerade damit beschäftigt ist, den Tresen zu polieren, doch an der Anspannung seiner Schultern kann ich erkennen, dass er zuhört. Würde er mir den Gefallen erweisen, die Flüssigkeit zurück in die Flasche zu kippen und mir etwas zu reichen, das in meinem Budget liegt, wenn ich ihn nett darum bitte?

Wasser, zum Beispiel.

Aus dem Wasserhahn.

Ich spüre den harten Blick aus seinen grünen Augen, die mich verhöhnen, auf mir liegen und die stille Freude, die dahinter schwelt, kratzt an meinem Stolz. Meine Impulsivität kennt keine Grenzen, die Sturheit ist einer Krankheit gleich und bevor ich mich an den gesunden Menschenverstand klammern kann, der irgendwo tief in mir verborgen ist, setze ich ein süßes Lächeln auf und stoße mit meinem Glas an seinem an.

»Prost auf das Desinteresse.«

Sein Grinsen ist das Letzte, was ich sehe, bevor ich meinen Kopf zurückwerfe und den Whiskey in einem Zug hinunterstürze.

Verdammt. Meine Nasenflügel brennen, meine Augen tränen, und als das leere Glas auf den Tresen klimpert, weiß ich plötzlich wieder, warum ich Whiskey so hasse.

Es war das letzte Getränk gewesen, das meine Eltern zu sich nahmen. Nicht, weil sie dem Alkohol endlich widerstanden hätten, sondern weil ihnen der Kopf mit einem Revolver weggeblasen wurde, bevor sie sich ein weiteres Glas einschenken konnten.

Die Hundert-Dollar-Säure zischt in meinen Schläuchen und krallt sich an meine Erinnerungsschubladen, um das Schloss zu öffnen und mich an diesen Tag zurückzubringen. Als ich die

Augen schließe, um die Tränen aufzuhalten, rauscht das gurgelnde Flehen meines Vaters in meinen Ohren und das warme Blut meiner Mutter benetzt meine Oberschenkel, weil ich darauf ausgerutscht bin.

Weißt du, wie glücklich du dich schätzen kannst, Kleines? Du bist etwas ganz Besonderes.

»Nicht verschlucken.«

Ich schnappe nach Luft, die nicht nach Bleichmittel schmeckt, öffne ein Augenlid und starre den Mann an. Sein Gesichtsausdruck ist so teilnahmslos wie sein Tonfall, und es ist klar, dass es ihm völlig egal ist, ob ich blau anlaufe und neben ihm zusammenbreche. Wenn ich das täte, müsste ich mir wenigstens keine Gedanken darüber machen, wie ich das Gift bezahlen soll, das mich ermordet hat.

Ich wische mir mit dem Handrücken über den Mund. »Was geht dich das an? Ich dachte, du wärst nicht interessiert.«

Träge schaut er auf die Anzeige seiner teuren Armbanduhr. »Das bin ich auch nicht. Das sagt man halt zu jemandem, der gerade dabei ist, zu ersticken.«

Er führt sein Glas an die Lippen und trinkt die restliche Flüssigkeit in einem Zug aus, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Ich hasse es, dass ich mich von seinem starken Hals und dem Adamsapfel, der bei jedem seiner Schlucke hüpfte, magisch angezogen fühle. Er schiebt das leere Glas mit einer schroffen Handbewegung über den Tresen, und kurz darauf kommt Dan mit einem weiteren Whiskey und einem Glas Wasser vorbei. Das Wasser stellt er vor mir ab und ich greife dankbar danach, bevor ich es in großen Schlucken trinke.

Ich bete zu Gott, dass wenigstens das Wasser umsonst ist.

Einige Minuten vergehen in lastendem Schweigen und ich bin mir ziemlich sicher, dass nur ich die Hitze zwischen uns beiden spüren kann. Meine sporadischen Blicke auf sein Spiegelbild mir gegenüber zeigen deutlich, dass er meine Anwesenheit bereits vergessen hat. Inzwischen hat der Typ eine SMS beantwortet und

tippt erneut an einer E-Mail, während er an seinem Whiskey nippt. Seine große Handfläche fährt über seinen Kiefer, als würde es ihm beim Nachdenken helfen.

Mein Herz rutscht mir lethargisch in den Magen, wie ein Ballon, der Helium verliert. Ohne meine blöde Sturheit wäre ich längst gegangen, doch dafür ist es nun zu spät. Ich bin mit einer Hundert-Dollar-Rechnung an diesen Laden gekettet – zuzüglich Mehrwertsteuer – und es wäre einfach peinlich, mein Glück mit einem der anderen Gäste zu versuchen. Herrgott, es dürfte niemandem entgangen sein, wie ich mich an zwei Unzen Flüssigkeit verschluckt habe.

Sanftes Licht erhellt das Treppenhaus in unserem Rücken. Glänzende Schuhe tauchen auf, und Sekunden später ist der Mann im Anzug zu sehen, dem sie gehören. Ein Stapel Akten klemmt unter seinem Arm, als er an das arrogante Arschloch neben mir herantritt. Im Spiegel sehe ich, wie er ihm etwas ins Ohr flüstert, ihm die Akten reicht und erwartungsvoll verharret. Mein ausrangiertes Ziel nickt ihm knapp zu, womit er ihn zu entlassen schein.

Also ist er ein Businessman. Ein hohes Tier, wenn man den ganzen Papierkram, den er an einem Donnerstagabend vor sich herschiebt, und die zweihundert Dollar für die Drinks betrachtet. Er öffnet die erste Akte, scannt das Dokument und zieht einen Stift aus seiner Brusttasche.

Aus irgendeinem Grund lässt die Art und Weise, wie er mit dem Daumen über seine Zungenspitze fährt, bevor er die Seite umblättert, mein Blut noch heißer köcheln.

Jesus. Mein Herz mag aus Eis sein und dennoch bin ich eine Frau. Auf der Suche nach seiner Aufmerksamkeit räuspere ich mich, woraufhin sich seine Schultern noch mehr anspannen.

Unsere Augen treffen sich im Spiegel, als ob er wüsste, dass ich ihn ansehe.

»Wie viel?«

»Ich – was?«

»Wie viel?«, wiederholt er ruhig. Sein Kiefer spannt sich an, als meine Züge ausdruckslos bleiben. »Damit du verschwindest. Wie viel willst du haben?«

Verärgerung brandet in mir auf, die an meiner Brust nagt. Es liegt nicht nur an seiner Ablehnung, ich ärgere mich über mich selbst. Betrug ist das Einzige, was ich gut kann.

In mir steckt ein wenig Talent, vermischt mit einer ganzen Menge Glück. Stets habe ich behauptet, einen Mann mit verbundenen Augen abzocken zu können. Vermutlich sogar in Handschellen. Und doch ...

Und doch scheine ich seit dem Moment, in dem ich diese Bar betreten habe, etwas neben mir zu stehen. Möglich, dass ich noch immer geschockt von den Ereignissen in Atlantic City bin. Oder aber, weil mein gestecktes Ziel zwar sehr attraktiv ist und doch nach Gleichgültigkeit riecht.

Aber was soll's? Ich habe schon Schlimmeres überstanden. Da es mein letzter Schwindel ist, will ich verdammt sein, wenn ich die Bühne weinend und beschämt verlasse.

Mit einem leisen Seufzer zückt der Mann seine Geldklammer, zählt ein paar Scheine ab und wirft sie zwischen uns auf den Tresen.

»Das reicht für den Drink, an dem du dich verschluckt hast.« Erneut widmet er sich seinem Dokument und setzt mit seinem Stift eine perfekt präzise Unterschrift darunter.

»Zuzüglich Mehrwertsteuer?«

Er hält inne und kämpft gegen das Lächeln an, das seine Mundwinkel zucken lässt. Vielleicht sind es die Schatten und der Schlafmangel, die mir einen Streich spielen, aber ich könnte schwören, dass sich Grübchen auf seinen Wangen abzeichnen. Ohne aufzuschauen, zieht er einen weiteren Hunderter heraus und wirft ihn auf den Stapel.

Benjamin Franklins abschätziger Blick von dem 100-Dollar-Schein lässt mich hart schlucken. »Zuzüglich Trinkgeld?«

Diesmal verkrampft sich der Kiefer des Mannes, aber er sagt

nichts. Stattdessen holt er einen weiteren Geldschein heraus und knallt ihn auf den Tresen. Der dumpfe Aufprall ist lauter, als ich erwartet hätte, und hallt in meiner Brust wider.

Stille breitet sich zwischen uns aus, die von schwülem Jazz und einem Stift untermalt wird, der auf Papier kratzt.

»Du bist ja immer noch hier«, überlegt er laut. »Warum ist das so?« Er legt einen Ordner zur Seite und öffnet einen anderen. Schon wieder leckt er sich über den Daumen und ich habe keine Ahnung, warum mich das so sehr erschüttert.

Ich schlucke den Kloß in meinem Hals hinunter, rutsche vom Hocker und schließe die Lücke zwischen uns, indem ich mich zwischen den Tresen und seinen Hocker klemme. Die kalte Oberfläche küsst meinen nackten Rücken, was einen starken Kontrast zu der Wärme bildet, die sein Körper ausströmt.

Er gefriert in der Bewegung. Seine Nasenflügel beben, und er erwidert meinen Blick nur widerwillig. Jede Spur von Humor ist längst aus seinen Augen verschwunden. Zurückgeblieben ist nichts weiter als eine glatte meergrüne Oberfläche. Weshalb werde ich das Gefühl nicht los, dass unter eben dieser Oberfläche eine starke, gefährliche Strömung brandet?

Wie viele Frauen in diesem Grün wohl bereits ertrunken sind?

»Ich will dein Geld nicht«, sage ich und versuche, seine Gleichgültigkeit zu übertreffen, was mir nicht gelingt. Er verengt die Augen, sein Blick heftet sich auf meine Hand und folgt ihr, während ich sie über den Tresen zu seinem Handgelenk gleiten lasse. »Ich will deine Uhr haben.«

Meine Fingerspitze streicht über den Lederriemen, und ein Funke der Erregung entzündet sich in meinem Unterleib.

Allen Widrigkeiten zum Trotz, haben wir den zweiten Akt erreicht: Die Proposition.

»Du willst meine Uhr haben«, wiederholt er sardonisch, als ob ich durch den Klang meiner eigenen Worte in meinen Ohren hören müsste, wie bescheuert sie klingen. Aber ich gebe nicht nach. Natürlich könnte ich mir die Hundert-Dollar-Scheine auf

dem Tresen schnappen, die Rechnung begleichen und verschwinden – aber wo bliebe da der Spaß? Die Breitling habe ich ins Auge gefasst, bevor mir ihr Träger auffiel, deshalb werde ich die Bar nicht ohne sie verlassen.

Zeit, den Wetteinsatz zu verdoppeln.

Als ich mich umdrehe, um seine linke Hand zu betrachten, die auf dem Tresen ruht, streift seine Jacke meine nackte Schulter und jagt elektrische Impulse über meine Haut, die sie prickeln lässt. Ich ignoriere es und konzentriere mich auf seine Armbanduhr.

Jesus. Hitze kriecht meinen Hals hinauf und breitet sich auf meinem Gesicht aus. Aus der Nähe sieht seine Hand noch größer aus. Breites Handgelenk, glatte, gebräunte Haut und ein paar dunkle Haare, die unter dem Armband der Uhr hervorlugen. Seine kräftigen Finger umklammern seinen Stift so fest, dass ich mich frage, ob sein cooles, unbeeindrucktes Auftreten nur gespielt ist und er tatsächlich vorhat, mir den Mont Blanc in den Nacken zu rammen.

Ich balle meine Hand zu einer Faust und schlage den Kugelschreiber weg.

»Die Mulliner. Die Uhr entstand aus der Zusammenarbeit zwischen Breitling und Bentley. Sie verfügt über eine Automatikvorrichtung und ein fliegendes Tourbillon, das mehr als achtundzwanzigtausend Mal pro Stunde schlägt.«

Seine Lippen zucken. Sie sind voll und rosa, mit einem ausgeprägten Amorboogen, der mir ärgerlicherweise das Wasser im Mund zusammenlaufen lässt. »Beeindruckend. Du solltest dich bei Breitling um einen Job bemühen, dann könntest du für deine Drinks selbst bezahlen.«

Mit dem Rücken lehne ich mich gegen den Tresen – zum einen, weil ich plötzlich einen Hauch seines Duftes wahrnehme – eine Mischung aus teurem Eau de Cologne und Minze, die mich trunken werden lässt –, zum anderen, weil ich seinen Blick auf mein Dekolleté lenken will.

Vergeblich.

»Ich will keinen neuen Job. Ich will deine Uhr.«

Seine Augenbraue wandert nach oben. »Nun, weil du so nett gefragt hast.« Er wendet sich wieder seinem Papierkram zu.

Ich schlage mit der Hand gegen seine Akte, sodass sein Kugelschreiber einen Strich über die gesamte Seite zieht. Verärgerung durchzieht seine düsteren Züge, aber nur für eine halbe Sekunde, dann ist der gelangweilte Ausdruck wieder da.

»Du bist unglaublich nervig«, sagt er leise.

»Das höre ich nicht zum ersten Mal.«

»Zum gegenwärtigen Zeitpunkt würde ich mein letztes Hemd versetzen, um dich zum Gehen zu bewegen.«

Ich werfe einen Blick auf sein Hemd. Wie alles an ihm sieht es teuer aus. Blütenweiß und scharf geschnitten, schmiegt es sich wie eine zweite Haut an seinen Körper. Auf eine Krawatte hat er verzichtet und trägt stattdessen eine Kragennadel, die beide Spitzen mit zwei goldenen Würfeln markiert. Eine dünne Kette verbindet sie miteinander. Gegen meinen Willen gefällt es mir.

»Dein Hemd, aber nicht deine Uhr.«

»Nicht meine Uhr.«

»Was ist, wenn ich sie gewinne?«

Mein Blick streift sein Gesicht und seine Züge verändern sich. Etwas funkelt in seinen Augen, das Neugierde sein könnte. Seine gesamte Aufmerksamkeit lastet schwer auf mir.

Der Stift rutscht ihm aus der Hand und landet mit einem dumpfen Aufprall auf den Akten. »Wenn du sie gewinnst? Schlägst du mir eine Wette vor?«

Aus dem Augenwinkel kann ich erkennen, wie Dan innehält. Das sollte mir eine Warnung sein, doch bevor darüber nachdenken kann, lächelt meine Zielperson mir zu.

Heilige Scheiße. Es fühlt sich an, als würde mich die Sonne blenden. Nicht, weil seine perfekten Zähne schillern, sondern weil Gefahr dahinter lauert. Wenn ich ihn zu lange anstarre, wird sich der kümmerliche Rest meiner Moral in Luft auflösen. Leichte

Falten umrahmen seine Augen, und mir wird klar, dass er trotz seiner Verärgerung über mich oft lächeln muss.

Außerdem hat er Grübchen.

»Welche Wette?« Mit seinem samtweichen Charme nagelt er mich plötzlich fest und presst mir die Luft aus den Lungen. Ich wette, genau dieser Charme verhilft ihm zu millionenschweren Verträgen und bringt Frauen dazu, ihre Höschen unumwunden fallen zu lassen. Herrgott nochmal; hätte ich nicht ohnehin schon Dutzende Probleme, könnte ich mir durchaus vorstellen, eine unter ihnen zu sein.

»Ein Spiel meiner Wahl.«

»Hmm.« Er fährt sich mit der Hand über das Kinn, und der Diamant in seinem Manschettenknopf zwinkert mir zu. »Wie hoch liegen die Chancen, zu gewinnen?«

»Zehn zu eins.«

»Das hast du dir doch gerade ausgedacht.«

Ich zucke mit den Schultern und klimpere mit den Wimpern. »Kann sein.«

Sein Blick knistert und schimmert amüsiert und verweilt eine Spur zu lange auf meinen Augen. Als ein Summen die Luft zerreißt, steigt so etwas wie Dankbarkeit in mir auf. Seine Aufmerksamkeit richtet sich auf das Smartphone neben mir. Auf dem Display blitzt der Name Angelo auf.

»Entschuldige mich kurz«, sagt er leise. Er hält sich das Handy ans Ohr, lässt seine freie Hand in seine Tasche gleiten und zieht sich zurück.

Erst nachdem er Abstand zwischen uns gebracht hat, fällt mir auf, wie schnell mein Herz pocht. Adrenalin und etwas, das ich ... nicht benennen kann, flutet das Organ. Als ich mich umdrehe, um nach dem Wasserglas zu greifen, steht Dan mir gegenüber.

Das Lächeln des Barkeepers ist verschwunden. Er sagt etwas, aber ich verstehe es nicht, weil sich sein Mund kaum bewegt.

»Was?«

Sein wachsamer und wilder Blick schweift durch den Raum.
Als er wieder spricht, hebt er seinen Tonfall nur minimal an.

»Ich wollte wissen, ob du in den letzten Jahren in einer geschlossenen Abteilung für Psychopathen warst?«

Ich blinze. »Äh, nein? Warum?«

Er blickt in die Richtung, in die meine Zielperson verschwand.
»Weil nur eine Verrückte die Nerven hätte, Raphael Visconti zu betrügen.«

Visconti.

Raphael Visconti.

Nun, heilige Scheiße.